



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Freytag-Loringhoven: Die russische Armee als Gegner

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die russische Armee als Gegner

Von Generalleutnant Freiherr Freytag-Loringhoven

Der geehrte Autor der nachfolgenden Ausführungen hat im Verlage von E. S. Mittler u. Sohn zu Berlin kürzlich ein höchst interessantes Werk „Die Grundbedingungen kriegerischen Erfolges“ (Preis M. 5,—, geb. M. 6,50) veröffentlicht; diesem Buche, das in gegenwärtiger großer Zeit viele Leser finden möge, sind die folgenden Abschnitte mit gütiger Erlaubnis des Verlages entnommen. Die Schriftleitung

1. Die Anfänge der russischen Armee



egründer des russischen Heerwesens, wie überhaupt des modernen russischen Staates ist Peter der Große. Die gewaltsame Durchdringung altrussischen Wesens mit europäischer Kultur, wie sie dieser großer Reformator vornahm, konnte nur mit Hilfe zahlreicher Ausländer geschehen, die er in seinen Dienst zog. Zu den vielen Angehörigen verschiedener deutscher Kontingente, die unter Peter dem Großen und seinen Nachfolgern ihr Glück im russischen Dienst suchten, gesellte sich dann der deutsche Adel der Schweden abgerungenen baltischen Provinzen, dessen Söhne an allen Kriegen Rußlands einen höchst ehrenvollen Anteil gehabt haben. Die 1741 beginnende Regierung der Kaiserin Elisabeth ist durch ein Zurückdrängen des deutschen Einflusses und durch Hervorkehrung national-russischer Tendenzen gekennzeichnet. Das Offizierkorps war unter Elisabeth noch wenig gleichartig. Seine Masse entstammte dem kleinen Landadel und stand auf sehr niedriger Bildungsstufe. Die höheren Stellen befanden sich in den Händen Angehöriger der reichen und mächtigen Adelsfamilien, die in der Garde eine rasche Beförderung erfahren hatten. Daneben waren immer noch zahlreiche Offiziere nicht russischer Nationalität im Heere vertreten. Die bäuerliche Bevölkerung lieferte ein überaus williges und brauchbares Menschenmaterial mit lebenslänglicher Dienstverpflichtung. Die großen Entfernungen des weiten Reiches erschwerten indessen die Ergänzung der Armee, und es bestanden in ihr zahlreiche Mißstände infolge des steten Geldmangels, so daß es zu einer gedeihlichen Entwicklung des Heerwesens nicht kam.

Nur die Artillerie wurde unter Elisabeth, dank den Bemühungen des Grafen Peter Schumalow, wesentlich gefördert. Bei dem ersten Zusammen-

treffen mit den Preußen am 30. August 1757 bei Gr. Jägersdorf war der Eindruck, den die starke russische Artillerie hervorrief, außerordentlich nachhaltig. Der Kampf gegen die Russen galt seitdem in König Friedrichs Armee als die schwerste Arbeit. Die russischen Generale gaben ihrer Schlachtordnung meist eine große Tiefe auf Kosten der Beweglichkeit. Es ist durchaus begreiflich, daß namentlich dort, wo sie sich König Friedrich, dem ersten Feldherrn der Zeit, in Person gegenübergestellt sahen, es vorzogen, den Angriff der Preußen stehenden Fußes anzunehmen. Das Vertrauen auf die bewährte Standhaftigkeit ihrer Mannschaften hat sie hierbei nicht getäuscht. Bekanntlich wollte die russische Infanterie bei Zorndorf keinen Pardon annehmen und ließ sich von Seydlitzs Reitern buchstäblich in Stücke hauen. Bei Kunersdorf erlahmte der preußische Infanterieangriff an den dichten Massen der Russen, wenn auch das Hauptverdienst an diesem bedeutendsten Siege über Friedrich Laudon und seinen tapferen Österreichern gebührt.

Die Regierung Katharinas der Zweiten ist durch eine Reihe glänzender Erfolge der russischen Waffen gekennzeichnet. Von dieser Kaiserin ist gesagt worden: „In ihrer Behandlung des Heeres zeigte Katharina das feine Verständnis russischen Wesens, das all ihr Tun charakterisiert. Sie beherrschte die Armee durch die obersten Führer, die sie ihr setzte, hütete sich sorgsam vor jedem Eingreifen in die innere Organisation derselben und gab auch hier der russischen Natur Raum, sich soweit zu entfalten, wie irgend mit dem Staatsinteresse verträglich war. Auch ist der Kriegsdienst nie populärer gewesen in den Kreisen des Adels, der die Offiziere stellte, und nie weniger gefürchtet in den Kreisen der Bauernschaft, der sie ihre Rekruten entnahm, als in den Tagen Katharinas. Mochte dieses Heer, das sich nur an schwächeren Gegnern gemessen hatte, auch seine Kraft überschätzen, es war ein unbedingt williges und gefügiges Werkzeug, auf welches die Kaiserin rechnen konnte, und das zudem, dank der Freiheit der Bewegung, die den Führern stets gewährt wurde, der Ausbildung militärischer Talente ungewöhnlich reichen Spielraum bot.“

Ein solches Talent, und zwar ein hervorragendes, war Suworow. Meditationskraft war ihm nicht fremd, aber seine eigentliche Größe liegt weit mehr in Eigenschaften des Charakters als des Verstandes. Ein unbeugsamer, durch nichts zu erschütternder Wille erscheint in ihm als der hervorstechende Zug. Nicht mit Unrecht vergleicht ihn Clausewitz mit Blücher, indem er sagt: „In beiden war die subjektive Seite des Feldherrn höchst ausgezeichnet, aber beiden fehlte die klare Einsicht in die objektive Welt.“

Wie kaum jemals ein Feldherr, mußte Suworow seine unbezwingliche Energie auf die Truppe zu übertragen. Weil er von seinen Soldaten verstanden wurde, sich ganz als einen der Ihrigen gab, gelang es ihm, von ihnen die höchsten Leistungen zu erzielen. Von niemandem ist die Psyche des damaligen russischen Soldaten richtiger erfaßt worden als von Suworow. In seinem eigenen Wesen finden sich manche typische Züge des russischen gemeinen Mannes

wieder. Er war voll wilder Kampfeswut, gewaltsam und unbarmherzig und daneben voll Gutmütigkeit, ja voll Weichheit. Als sich ihm Warschau nach den Greueln, welche die Erstürmung der Vorstadt Praga gebracht hatte, ergab, umarmte er die polnischen Unterhändler, und bei der Empfangnahme der Schlüssel ihrer Hauptstadt brach er in Tränen aus.

Sein bekanntes Wort, daß die Kugel eine Löwin, das Bajonett ein ganzer Mann sei, traf auf das glücklichste mit den national-russischen Instinkten zusammen. Suworow erkannte, daß die Schulung der Russen für den Feuerkampf der Lineartaktik nicht ausreichte. Wollten sie daher nicht auf die Dauer ausschließlich zur Defensive verurteilt bleiben, sollte die wesentlich passiv veranlagte Natur des russischen Soldaten zur Aktivität gesteigert werden, dann mußte der Bajonettstoß in dichter geschlossener Masse an die Stelle des Feuerkampfes treten. Nur so konnte die Armee die ihr fehlende Beweglichkeit gewinnen. Das Ganze bildete unter Suworows Führung eigentlich eine große geschlossene Masse. In dieser sah sich der einzelne mit fortgerissen, sie wirkte suggestiv auf ihn ein. Dem einfachen „Drauf“ waren auch die wenigst gewandten Unterführer im russischen Heere gewachsen.

Dennoch ist Suworow in Grunde nur ein vereinzelt Meteor am Firmament des russischen Heeres geblieben. An Bewunderern hat es ihm nicht gefehlt, aber die gesunde Richtung seiner Schule ging verloren in den kleinen Künsten einer nur den Außerlichkeiten des Friedensdienstes zugewandten Ausbildungsmethode, wie sie unter Kaiser Paul aufkam und unter seinen Nachfolgern Alexander dem Ersten und Nikolaus dem Ersten herrschend blieb. Diese Art der Soldatendressur, die ihr Ziel in der Parade, nicht in der Arbeit für den Krieg sah, war ursprünglich preussischen Vorbildern entnommen; sie entsprang der Bewunderung Pauls für die Armee Friedrichs des Großen, von der er indessen nur die Außenseite sah und in übertriebener Weise nachahmte. Die von ihm verschärfte preussische Dressur wurde den Russen, deren Wesen sie in keiner Weise entsprach, künstlich aufgepfropft. Unter der Willkürherrschaft dieses Kaisers war kein Raum für die Entfaltung von Persönlichkeiten vom Schlage Suworows.

2. Unter Alexander dem Ersten und Nikolaus dem Ersten

Alexander der Erste milderte zwar die tyrannische Härte, die das Heer unter seinem unglücklichen Vater so schwer empfunden hatte, aber das System der Ausbildung, die ganze Auffassung des soldatischen Berufs, blieben dieselben. Wohl besaß Alexander viel theoretischen Idealismus, er lebte in dem großen Gedanken der Befreiung Europas vom Joche Napoleons, die tatsächlich wesentlich seiner Initiative zu danken ist, ein Feldherr aber war er nicht. Seit dem unglücklichen Tage von Austerlitz fühlte er das selbst. Er war persönlich von ritterlicher Tapferkeit, aber ihm schlug kein soldatisch empfindendes Herz. Er wie seine Brüder waren keine eigentlich kriegerische Naturen.

Die vortrefflichen Eigenschaften des russischen Soldaten: Genügsamkeit, Ausdauer, zähe Tapferkeit, Anhänglichkeit an seinen Vorgesetzten, haben sich dessen ungeachtet in den Kriegen gegen Napoleon in vollstem Lichte gezeigt. Unsere Führer aus der Zeit, da Preußen und Russen gemeinsam gegen Napoleon fochten, sind des Lobes voll über die russischen Truppen. Boyen äußert sich aus dem Jahre 1807 sehr günstig über die Kosaken. Von solchen, die ihm als Bedeckung oder Ordonnanzen zugeteilt waren, habe er sich immer nur ungern getrennt. Sneytenau schreibt aus Anlaß des Gefechtes des russischen Korps Langeron bei Zobten am 19. August 1813: „Es ist nicht möglich, mit mehr Unerfrodenheit zu fechten, als die Truppen dieser kriegerischen Nation, die Russen, es tun.“

Die Leistungen der russischen Armee im Ertragen von Mühseligkeiten treten ganz besonders 1807, während des Winterfeldzuges in Ostpreußen hervor. Sie widersteht dem ungünstigen Eindruck, den die kampflöse Räumung der Stellung von Jonkendorf angeichts des Feindes hervorrufen mußte, nicht minder, wie dem zerfetzenden Einfluß von vier aufeinander folgenden Nachtmärschen bei schlechten verschneiten Wegen, Biwaks bei schneidender Kälte und kärglichster Verpflegung und wehrt am Schluß dieser Leidenstage bei Preußisch-Czylau den Angriff eines noch nie besiegten Feindes unter dem ersten Feldherrn des Jahrhunderts ab. Das Lob, das ihnen der dem Stabe Bennigsens, des russischen Oberbefehlshabers, zugeteilte preußische Oberstleutnant v. d. Kneschedt kurz vorher gespendet hatte: „brav, gefühllos, tapfer, ausharrend bei Mühseligkeiten und Strapazen sind diese Menschen auf unglaubliche Weise, und bei guter Anführung ist viel mit ihnen auszurichten,“ dieses Lob verdienen die russischen Soldaten von damals durchaus.

Die ungewöhnliche Zähigkeit in der Abwehr und im Ertragen massenhafter Verluste zeigte sich wiederum 1812 bei Borodino. Hier betrug der Verlust der Russen nicht weniger als 52000 Mann von 130000 Mann. Ihr Grund ist ähnlich wie bei Czylau in einer sehr gedrängten und tiefen Aufstellung zu suchen, in der die hinteren Treffen durch das feindliche Geschützfeuer ebensoviel verloren, wie das vorderste. Mehr als passive Abwehr wurde auch hier nicht erstrebt.

Der große Umschwung des Jahres 1812 hat dann in den russischen Truppen den Angriffstrieb entfacht, und sie haben den minderwertigen französischen Neubildungen gegenüber an ihm in den Befreiungskriegen festgehalten. Sie haben in diesen eine Reihe von Glanzleistungen aufzuweisen. Es sei nur daran erinnert, daß die Ragbachschlacht durch das Eingreifen des Korps Sacken entschieden worden ist, daß bei Priesten-Kulm der heldenmütige Widerstand des Prinzen Eugen von Württemberg und der russischen Gardes die verbündete Hauptarmee aus schwerster Gefahr rettete, daß bei Wachau das zweite russische Infanteriekorps (Division) bis auf achthundert Mann zusammenschmolz, ohne darüber gefechtsunfähig zu werden.

Gleichwohl liegt das Hauptverdienst Rußlands während der Jahre 1812 bis 1815 nicht auf dem Gebiet des operativen und taktischen Könnens. Die Größe seiner Leistung aber erhellt daraus, daß während der Regierung Alexanders des Ersten über zwei Millionen Rekruten von der bäuerlichen Bevölkerung gestellt worden sind, davon in den Jahren 1812 bis 1815 allein 917 000 Mann, unter Anrechnung der Reichswehr aber 1 237 000 Mann. „An dem Kampfe gegen Napoleon hat der vierte Teil der erwachsenen Männer Rußlands teilgenommen, und da die Dienstpflicht volle fünf und zwanzig Jahre dauerte, gewinnen diese Zahlen ein ungeheures Gewicht.“

Die unablässigen Kriege von 1805 bis 1815 gingen an der russischen Armee vorüber, ohne daß an Kaiser Pauls Manier etwas Wesentliches geändert wurde. Die auf die Parade hinarbeitende Ausbildungsweise setzte vielmehr mit dem ersten Pariser Frieden mit verdoppeltem Eifer ein. Es ist bezeichnend, daß sich auch Schützenlinien im Tritt bewegten und auf scharfe Richtung bei ihnen gesehen wurde. Das Schützengesecht ist denn auch nur in der Ebene geübt worden.

Das Heer hat das Gepräge, das es unter Alexander angenommen hatte, im wesentlichen bis zum Krimkriege beibehalten. Seine ohnehin nicht auf den Krieg zugeschnittene Ausbildung wurde gegen Ende der Regierung Alexanders noch durch die eigentümliche Einrichtung der Militärkolonien, das Werk des Kriegsministers Araktschew, beeinträchtigt. Ganze Regimenter wurden auf der Krone gehörigen Dörfern angesiedelt, deren Bewohner teils in entlegene Gouvernements verpflanzt, teils ebenfalls zu Soldaten gemacht wurden. Die gewaltsam durchgeführte Maßregel war natürlich den Soldatenbauern wie den Bauernsoldaten in gleichem Maße verhaßt, vor allem verkommen jedoch die Offiziere in der trostlosen Ode dieses halb bäuerlichen, halb soldatischen Daseins, bei einem Dienstbetriebe von schonungsloser Strenge, der die Verwendung jeder Stunde des Tages genau vorschrieb. Es ist in diesen Kolonien mehrfach zu Empörungen gekommen, die blutig niedergeschlagen wurden. Die Soldatenansiedlungen, mit denen in größerem Maßstabe im Jahre 1817 begonnen wurde, nahmen schließlich fast ein Drittel der gesamten Armee auf. Es führte das dahin, daß die angestellten Truppen im Jahre 1821 als „Besonderes Korps der Militärkolonien“ eine eigene Verwaltung erhielten. Die von dieser Einrichtung erhofften Ersparnisse blieben aus; die Kolonien verursachten vielmehr sehr bedeutende Kosten und wurden infolgedessen 1856 gänzlich fallen gelassen.

Ungeachtet der an maßgebender Stelle herrschenden Tendenzen, hatte die Armee immerhin unter Alexander dem Ersten Fortschritte gemacht. Die vielfachen Berührungen mit den übrigen Armeen der großen europäischen Mächte, denen sie während der Kriegsjahre ausgesetzt gewesen war, hatten fördernd gewirkt. Das Offizierkorps war seiner Herkunft nach noch immer wenig gleichartig, doch begann sich die allgemeine Bildung zu heben. Bereits 1807 rühmt Prinz Eugen von Württemberg die Vorzüge der ungemein gebildeten russischen

Generalität sowie den guten Ton, der in der Mehrzahl der Offizierkorps seit Alexanders Regierung Wurzel gefaßt hatte, ein Urteil, das sich, was die Offizierkorps betrifft, freilich nicht mit demjenigen des Livländers Löwenstern deckt, sofern das Leben der allerdings wohl besonders zügellosen Husarenoffiziere in gewisser Weise einen Rückschluß auf die übrigen Offizierkorps zuläßt. Man wird sich freilich hier, wie überall, hüten müssen, den Maßstab heutiger Begriffe an die damalige Zeit zu legen. Es lag in der damaligen Zeit, daß sich im russischen Offizierkorps unvermittelt Leute von hoher Bildung und Gefittung neben ungebildeten und rohen Elementen fanden.

Im Generalstab überwogen in den Kriegen gegen Napoleon die Deutschen, auch abgesehen von denjenigen Preußen, die 1812 nur vorübergehend in der russischen Armee Aufnahme gefunden hatten. In der Generalität waren einzelne französische Emigranten vertreten, die einflußreichsten und begabtesten Generale aber waren ebenfalls Deutsche. Wohl bestanden die alten Gegensätze zwischen Nationalrussen und Fremden noch fort, aber sie hatten zu jener Zeit viel von ihrer früheren Schärfe eingebüßt. Die gemeinsam durchlebten Kriegsjahre hatten die Kluft überbrückt. Auch waren es nicht mehr, wie ehemals, Abenteurer, diese Deutschen in der russischen Uniform, sondern Männer, die, wenn sie auch meistens ihre angestammte deutsche Art nicht verleugneten, sich doch durchaus als russische Offiziere fühlten. Damals wurde ihnen noch nicht wie heute die Bewahrung ihres Deutschtums durch ein auf die Spitze getriebenes russisches Nationalgefühl erschwert. Noch 1831, im polnischen Feldzuge, herrschte in den maßgebenden Stellen der Armee das deutsche Element durchaus vor. Der damals dem russischen Hauptquartier zugeteilte preußische Oberst von Caniz und Dallwitz schreibt: „Die brauchbarsten Offiziere waren Deutsche, wie denn überhaupt, wenn man aus dieser Armee herausgezogen hätte, was deutsch genannt werden kann, eine ungeheure Bresche von oben herab sich aufgetan haben würde. Diebitsch, Toll, Meidhardt, Pahlen, Berg, Geismar, ein Duzend Obersten vom Generalstab und Adjutanten, die besten Regimentskommandeure und eine Menge der besten Offiziere aller Waffen waren Deutsche.“

Im wesentlichen ist es immer so gewesen, von Münnich bis auf Totleben, und die Beherrscher Rußlands wußten, daß sie auf das Pflichtbewußtsein und die unbedingte Zuverlässigkeit dieser Deutschen in ihrem Heer bauen konnten. Für Alexander den Ersten und Nikolaus den Ersten hatte das um so höheren Wert, als die innere Förderung, die, wie erwähnt, der Armee durch die Berührung mit dem Auslande zuteil geworden war, auch ihre Rehrseite zeigte. Namentlich unter den russischen Gardeoffizieren hatten infolge des Aufenthalts in Frankreich kosmopolitische liberalisierende Strömungen um sich gegriffen, wie sie sich beim Regierungsantritt Kaiser Nikolaus' des Ersten im sogenannten Delabristenaufstand offenbarten. Dinehin neigt der Russe, sobald er eine ihn über die Masse des Volkes hinaushebende Bildung genossen hat, leicht zum politischen Radikalismus. Ihm fehlt die kühle Überlegung und die Gabe, sich

die Folgen seiner Worte und seines Tuns zu vergegenwärtigen. Nur so läßt sich das Sympathisieren von Männern der höheren russischen Gesellschaftskreise mit nihilistischen Schwärmern, ja Verbrechern, erklären. Kaiser Alexander der Erste hat denn auch in seinen letzten Lebensjahren dem Offizierkorps voll Mißtrauen gegenübergestanden.

Einen interessanten Einblick in die inneren Verhältnisse der russischen Armee unter Kaiser Nikolaus gewährt der Bericht eines scharfen und sachkundigen Beobachters, des damaligen Hauptmanns von Höpfner vom preußischen Generalstabe, über die Revue bei Kalisch im September 1839, an der auch ein Detachement preußischer Truppen teilnahm.

In diesem Bericht heißt es: „Der Punkt der Ausdauer bei den nach Kalisch rückenden preußischen Truppen war der, welcher die höheren Offiziere am meisten beschäftigte und einige Sorge veranlaßte; man kannte die ungeheuren Anstrengungen, die den russischen Truppen wohl zugemutet werden, und fürchtete, dem Anschein nach mit Recht, daß unsere jungen Leute ihnen nicht gewachsen sein würden. . . . Man hatte indessen einesteils die Folgen des Marsches von Potsdam bis Kalisch nicht genug gewürdigt und andernteils nicht berücksichtigt, daß in den preußischen Truppen das geistige Element so erregbar ist, daß es mit Leichtigkeit körperliche Schwächen überwindet, wenn der geringste Anstoß gegeben wird. Dieser Anstoß erfolgte aber durch Nationaleifersucht in einem solchen Grade, daß selbst in betreff der Ausdauer unter den obwaltenden Umständen die russischen Truppen keineswegs als Sieger anerkannt werden konnten. Man hat bei den preußischen Truppen während der Manöver nie Marode gesehen, wohl aber bei den Russen, zu deren Aufnahme die hinter der Front fahrenden Krankenwagen bereit waren.

„Bei dem letzten Manöver waren die Truppen um 4 Uhr des Morgens aus dem Lager aufgebrochen und kamen etwa 1 Uhr mittags zum Sturm auf Kalisch; nach diesem ging die preußische Infanterie in einem Zustand durch die Stadt, der bewunderungswürdig war. Es waren dieselben frohen und frischen Gesichter, dieselbe Haltung und Beweglichkeit, wie in ausgeruhtem Zustande. Es soll dadurch keineswegs den russischen Truppen etwas von ihrer anerkannten Kriegstüchtigkeit genommen werden, sondern möchte man im Gegenteil herausheben, daß bei dem, was dem russischen Infanteristen zur Herstellung der verlorenen Kräfte nach großen Anstrengungen geboten wird, man sich nicht genug verwundern kann, daß er so Großes leistet, und die Infanterie nicht nach den geringsten Strapazen haufenweis hinstürzt. Aber auch die Rücksichtslosigkeit der höheren Befehlshaber tritt in dem Punkt der Ausdauer für die russische Infanterie hemmend ein; sie beobachtet keine richtige Einteilung der Kräfte, so z. B. wird man nie sehen, daß russische Infanterie, und wenn sie zwei Meilen zum Rendezvous zu marschieren hat, jemals anhält; die Letzen schreiten unausgesetzt fort, hinten treten die Leute ohne Aufsicht aus und marodieren. . . .

Man findet im russischen Offizierkorps zwar in einzelnen eine bedeutende wissenschaftliche Bildung, die in der Masse aber scharf mit Rohheit und grober Unwissenheit wechselt. Unter den höheren Offizieren und den Offizieren der Stäbe findet man wohl das Wissen des zivilisierten Europas mit der gefälligen Haltung der Franzosen vereinigt, während in der Masse von dem allen nicht die Spur zu finden ist und der Offizier oft von dem gemeinen Mann nur wenig anders als durch die Uniform unterschieden ist, wobei jedoch nicht übersehen werden darf, daß hier, wo die eigentliche russische Natur vorwaltet, auch die ganze Tüchtigkeit und Gutmütigkeit des Russen geblieben ist, während dort Verderbtheit der Sitten, Unredlichkeit, Arroganz und vor allem ein Geist der Intrige zutage tritt, der den russischen Offizier da, wo er durch die Umstände nicht gezwungen ist, die angebildete äußere Haltung zu beachten, nichts weniger als liebenswürdig erscheinen läßt.

Obgleich außer Dienst das Rangverhältnis in den Offizierkorps weniger beachtet wird als durchschnittlich im preußischen Heere, so herrscht doch auf der anderen Seite wieder eine Rücksichtslosigkeit des Vorgesetzten gegen den Untergebenen, die grenzenlos ist und dem preußischen Offizier unerträglich erscheint. . . . Was beweist solche Rücksichtslosigkeit gegen Männer, die eine gleiche Uniform tragen? Von seiten der höheren Offiziere das Anerkenntnis der Gemeinheit der Gesinnung in ihren Untergebenen und zugleich das Vorhandensein einer Rohheit, die nur durch die Furcht abgehalten wird, überall die aufgetragene Lünche zu durchbrechen, um zutage zu treten.

Was kann man ferner von dem Geiste der Offizierkorps erwarten, wo Gesetze bestehen, welche gestatten, daß jeder Offizier zum Gemeinen degradiert werden kann, daß Generale und Obersten vor der Front fortgejagt und in die Hauptwache geschickt werden können, wo jeder Gemeine den höheren Offizier mit Fug und Recht für einen Betrüger halten muß, der von seiner Armut zehrt? . . . Wer das Leben des russischen Subalternoffiziers der Linie in der Nähe betrachtet und den jämmerlichen Zustand kennen gelernt hat, in dem diese Unglücklichen meist ihr Leben verbringen, wer das Leben des russischen Soldaten gründlich beobachtet hat und durchaus nichts findet, was demselben nur einigen Reiz erteilen könnte, der wird von vornherein schließen, daß beide Teile, Offiziere und Gemeine, mit Sehnsucht auf einen Krieg harren müssen, der sie momentan durch seine Wechselfälle, oder für immer durch seine Wunden von solchem Zustande befreit. . . .

„Der gemeine Russe, der Linienoffizier, liebt den Preußen und die Verbindung mit Preußen ganz ehrlich; die übrigen Offiziere, mit geringen Ausnahmen, folgen nur der Neigung des Kaisers, weil sie müssen, zögen aber lieber bereits heute als morgen den Degen gegen ihre eigenen Verbündeten.“

Entsprechend bemerkt denn auch Schieman: „Es war keineswegs eine Annäherung, die sich hier vollzog, vielmehr datiert von Kalisch eine Ent-

fremdung, die durch die bis dahin nachwirkende Erinnerung an die Waffenbrüderschaft der Befreiungskriege nicht aufgewogen werden konnte.“

Es mußte so sein. Eine andere Zeit zog allmählich herauf. In Preußen war aus den Befreiungskriegen das Heer der allgemeinen Wehrpflicht hervorgegangen mit der Wirkung, daß sie die besten Kräfte des Volkes der Fahne zuführte, daß sie den Beruf eines Offiziers zu dem eines Erziehers und Führers des Volkes in Waffen erhob. In Rußland verbargen äußere Gleichmäßigkeit und Paradeschliff arge Mißbräuche, die am Mark des Heeres zehrten. Sie waren Nikolaus so wenig unbekannt wie Alexander, aber in eigener rastloser Tätigkeit, strafend und lohnend, ein stolzer Autokrat und doch eine weiche und edle Natur, täuschte er sich immer wieder über die inneren Schäden seines Reiches und Heeres hinweg. Immer wieder erlag er der Wirkung des äußeren Scheines, wie sie die parademäßigen, völlig unkriegsmäßigen Bilder auf ihn hervorbrachten. So war er bei einer großen Revue bei Wosnessensk „wie berauscht durch den Anblick seiner Truppen. Seine Augen füllten sich mit Tränen, er legte die Hand aufs Herz, hob die Augen gen Himmel und betete laut: „Gott, ich danke dir, daß du mich so mächtig gemacht hast, und ich bitte dich, mir die Kraft zu geben, diese Macht niemals zu mißbrauchen.“

Die Leistungen Rußlands in den Kriegen, die Nikolaus der Erste führte, entsprechen keineswegs solchen glänzenden Bildern. Der Kaiser bezifferte seine Heeresmacht auf mehr als eine Million Streiter, davon 600 000 bis 700 000 Mann stets bereiter Feldtruppen, und doch konnten 1828 gegen die Türkei nur wenig über 100 000 Mann verfügbar gemacht werden. „Der Kaiser überschätzte nach innen wie nach außen seine tatsächliche Macht. Im Innern dauerten die alten Mißstände fort, weil er die Menschen nicht umwandeln konnte und ihnen keine Ideale zu bieten hatte: nach außen hin aber wurde, wie es alle Zeit der Fall gewesen ist, das Gewicht der russischen Macht höher veranschlagt, als nachträglich die Wirklichkeit rechtfertigte. Die russische Diplomatie arbeitete mit diesem Schein wie mit einer Realität und wurde darin durch den Kaiser unterstützt, der in seinen Vorstellungen stets mit den Machtmitteln rechnete, über die Rußland hätte verfügen können, wenn die Maschinerie der Staatsverwaltung in Ordnung gewesen und jedermann seinen Pflichten gegen den Staat nachgekommen wäre.“ Das war in keiner Weise der Fall, am wenigsten auf dem Gebiete der Militärverwaltung. Die Unterschleife ziehen sich in ihr wie ein Krebsleiden durch die Jahrhunderte fort. Schon Alexander der Erste hatte sich vergeblich bemüht, dem Übel zu steuern, auch die schärfsten Mittel fruchteten nicht viel. Diese Mißstände haben von jeher lähmend auf die Führung russischer Heere gewirkt. Freilich darf auch nicht verkannt werden, daß die gewaltige Ausdehnung des Reiches und seine mangelhaften Verkehrsverhältnisse es immer erschwert haben, rechtzeitig operationsbereite starke Armeen zu versammeln.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die raue Wirklichkeit des Krieges „alle Illusionen zerstörte, in denen sich Nikolaus zu bewegen gewohnt war,“ schreibt Schiemann über die Eindrücke, die auf den Kaiser das Kriegsjahr 1828 hervorgerufen hatte. Wie wenig er eine Kriegernatur war, zeigte sich auch darin, daß er „das viele Blutvergießen nicht ansehen konnte. Er bedachte nicht, daß jeder Tag, den seine Truppen länger vor Warna lagen, die Hospitäler füllte, daß die Opfer, die er durch seine langsame, schlecht vorbereitete Kriegsführung den Dämonen der Pest und ihren Begleitern, Fieber, Dysenterie, Skorbut, zuführte, weit zahlreicher waren, als alles, was Schwert und Geschloß niedergestreckt hätten.“ Er verließ im Herbst den Kriegsschauplatz. „In Petersburg umgab ihn eine andere Atmosphäre; nicht Blut, Gestöhne der Vermundeten und Kranken, nicht die Unordnung, die die Reihen seiner schönsten Regimenter aufgelöst hatte; die Wirklichkeit widerlegte nicht so rücksichtslos und unmittelbar die Zweckmäßigkeit der Verfügungen, durch die er persönlich in den Gang der Ereignisse eingriff. Der Feldzug, der hinter ihm lag, hatte sein Selbstgefühl schwer getroffen.“

So hat er denn dem Feldmarschall Diebitsch die Fortführung des Krieges 1829 überlassen. Dessen „zuversichtlichem, kühnem und doch vorsichtigem Verhalten zu Adrianopel verdankt Rußland den glücklichen Ausgang des Feldzuges“, schreibt Moltke. Dem russischen Soldaten aber stellt er das Zeugnis aus, er sei ebenso standhaft im Ertragen von Mühseligkeiten, Anstrengungen, Entbehrungen und Leiden gewesen, wie unerschrocken in der Gefahr.

Der Feldzug von 1831 in Polen mißglückte in seinem ersten Teil, weil der Feldmarschall Diebitsch, nachdem er bei Grochow am 25. Februar vor den Toren Warschaus die Polen geschlagen hatte, ihnen nicht scharf nachsetzte und unmittelbar zum Sturm auf den Brückenkopf von Praga schritt. Zum damaligen preußischen Major von Brandt äußerte er, die Geschichte würde dereinst offenbaren, wie viele seiner militärischen Maßnahmen durch die Humanität bedingt worden seien. Es ist in der Tat erst durch das Schiemannsche Werk bekannt geworden, daß sein Kaiser den Feldherrn angewiesen hatte, „die Operationen so zu führen, daß er nicht zu viel Blut vergieße, er werde doch nicht eine zweite Auflage des Sturmes von Praga vornehmen wollen.“ Wie im Türkenkriege, scheute die weiche Seele des Kaisers, der mit Unrecht als Despot verschrien worden ist, vor dem Ernst des Krieges zurück. Wie dort bedachte er nicht, daß er damit seinen Soldaten wie nicht minder den rebellischen Polen weit größere Opfer auferlegte. Daß sich der Krieg in die Länge zog, aber lieferte in Petersburg der deutsch-feindlichen Partei einen willkommenen Anlaß zu Beschuldigungen gegen den Feldmarschall und überhaupt gegen die vielen Deutschen in leitenden Stellen der Armee.

Im Krimkriege wollte Kaiser Nikolaus die Leitung in seiner Hand behalten, ein Bestreben, das sich bei der weiten Entfernung des Kriegsschauplatzes

von Petersburg schwer rächen mußte. Die Generale wiederum waren bei der herrschenden Zentralisation gewöhnt, alles vom Kriegsministerium zu erwarten. Dieses aber war der Lage in keiner Weise gewachsen. Der Kriegsminister, Fürst Dolgoruki, schreibt am 23. Dezember 1854 an den Oberkommandierenden in der Krim, Fürsten Gortschakow: „Gewiß macht man sich selbst und seine Mitarbeiter verantwortlich für das Versagen der Verwaltungsmaschine, aber wenn der Mangel einer leistungsfähigen Industrie, die großen Entfernungen und die schlechten Verkehrsverhältnisse einem immer wieder unübersteigliche Hindernisse bereiten, dann sinkt im Grunde die Verantwortlichkeit zu einer Phrase zusammen.“ Es fehle, schreibt der Minister weiter, nicht nur an Fabriken, sondern auch an Rohmaterial, es sei alles nur in den für Friedenszeiten erforderlichen Mengen vorhanden. Wie solle man Pulver herstellen, wenn es an Salpeter mangle, wie Uniformen und Stiefel, ohne die nötigen Handwerker arbeiten zu lassen, wie Transporte organisieren, wenn sich keine Unternehmer meldeten; vollends Waffen würden nur in schlechtem oder gänzlich unbrauchbarem Zustande geliefert. „Man kämpft nach Möglichkeit gegen diese Hindernisse an, man muntert immer wieder auf, aber man ist genötigt, zuzugeben, daß unser teures Vaterland sich noch im Zustande der Kindheit befindet. Man muß an meiner Stelle stehen, um die ungeheuren Schwierigkeiten würdigen zu können, die sich in stets wachsendem Maße vor der Zentralverwaltung aufstürmen.“

Neben diesen Schwierigkeiten hat dann die Ungunst der allgemeinen politischen Lage, insbesondere die zweifelhafte Haltung Österreichs, den Verlauf des Krieges in der Krim wesentlich beeinflusst. Starke Kräfte wurden an der Westgrenze zurückgehalten, und so ist es gekommen, daß von 400000 Mann, die Rußland damals auf Kriegsfuß hatte, immer nur Bruchteile — im entscheidenden Sommer 1855 nicht mehr als 185000 Mann gegen 220000 Mann der Verbündeten — zur Verwendung auf dem entlegenen Kriegsschauplatz, der Krim, gelangten, den damals noch keine Eisenbahn mit dem Kern des Landes verband.

Freilich war der anfängliche Oberkommandierende, Fürst Menschikow, nicht der Mann, den die Lage erforderte, aber weder er noch sein Nachfolger, Fürst Gortschakow, kann für das Mißlingen der einzelnen taktischen Handlungen verantwortlich gemacht werden. Die Unterführer versagten zum großen Teil, und das konnte nicht anders sein. Kriegserfahrung in größerem Maße besaßen sie kaum noch, und die Ausbildung, die sie im Frieden genossen, war nichts weniger als eine gute Vorbereitung für den Krieg. Menschikow beschwerte sich darüber, daß seine Truppe ohne Generale seien, Gortschakow aber schreibt, als er zu Beginn des Jahres 1854 das Kommando in den Donaufürstentümern führte: „Der Mangel an fähigen Leuten macht mich fast wahnsinnig. Alle meine Unterführer sind eingerostet, völlig eingeschlafen, ohne Befehl rühren sie nicht den kleinen Finger.“ Im Dezember desselben Jahres entwirft der Fürst

folgende Charakteristik des russischen Durchschnittsgenerals: „Läßt man von ihnen einen kommen und befiehlt ihm, den Himmel zu erklettern, so wird er ‚Zu Befehl‘ sagen, die Ausführung seinen Untergebenen überlassen, sich ins Bett legen, und die Truppe wird nicht einmal einen Maulwurfshügel übersteigen. Befragt man ihn hingegen, wie er einen Marsch von 15 Werst bei Regenwetter zurückzulegen gedenkt, so wird er einem mit tausend Gründen kommen, um die Unmöglichkeit einer so übermenschlichen Anstrengung darzutun.“

Wenn auch die damalige russische Generalkität dieses harte Urteil in ihrer Allgemeinheit nicht verdient, so sind die Worte des Fürsten doch sehr bezeichnend dafür, was die Friedensschule des Kaisers Nikolaus aus der Armee gemacht hatte. Der Krimfeldzug offenbarte einen erschreckenden Mangel an Selbsttätigkeit und zweckmäßigem Zusammenhandeln der Generale. Der französische Oberkommandierende, Marschall St. Arnaud, äußerte nach der Schlacht an der Alma hinsichtlich seiner Gegner: „Ihre Taktik war um ein Jahrhundert zurück.“ Daran hat es denn auch zum größten Teil gelegen, daß alle von den Außentruppen unternommenen Versuche, die Einschließungslinie der Verbündeten im Süden der Festung Sewastopol aufzurollen, gescheitert sind, wiewohl zeitweilig die Russen in der Krim 100 000 Mann zählten, gegen nur 70 000 der Gegner. An Opfermut haben es die russischen Truppen auch hier nicht fehlen lassen. Der Verlust bei Inkerman am 5. November 1854 betrug 12 000 Mann, der an der Tschernaja 8 000 Mann, von je 57 000 und 74 000 Mann Gefechtsstärke.

(Fortsetzung folgt)

